

(Nachdruck verboten.)

20) Die Sandinger Gemeinde.

Novelle von Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.
(Schluß.)

Noch während der Nachhausefahrt war der Geheime Staatsrat ganz erfüllt von diesem jungen Bauern und sprach darüber mit seiner Tochter, die indessen seinen Geschmack nicht teilte.

„Mir gefällt er gar nicht,“ sagte sie mit ihrer harten Stimme. „Er war so widerwärtig kriechend.“

„Ach was, — der richtet sich schon gerade auf!“

„Ja, das ist's ja, was ich fürchte. In zehn Jahren ist er Reichstagsabgeordneter. In zwanzig Jahren vielleicht Minister. — Warte nur, der Holzschuhfuß wird schon aus den Leisten schuhen zum Vorschein kommen.“

„Nun, nun! — Du bist auch immer so schonungslos, Agnete!“

Sie zuckte die Achseln.

„Ich begreife nicht, daß Ihr nicht sehen könnt, wie er sich vor Euren Augen lustig über Euch macht. Ihr glaubt, daß er naiv ist. Ach danke! Er ist klüger als Ihr alle miteinander. Das werdet Ihr schon merken!“

„Ach, Du redest!“ sagte der Vater. „Du mußt doch zugeben, daß er hübsch und warm von Knud sprach!“

Hierauf erwiderte sie nichts. Der Klang von Knuds Namen brachte ihr Tränen in die Augen. Sie hatte es heute abend deutlicher denn je empfunden, daß er unwiderbringlich für die gute Gesellschaft verloren war. Die Macht, die die Mutter auf ihn ausübte, war zu stark. — Und doch konnte sie nicht auf ihn verzichten. Trotz allem bewahrte sie ihm ihre Liebe. Wahrscheinlich würde er jetzt den graden Weg zur Erniedrigung einschlagen. Er würde Volksführer werden, Rednertribünen-Tenor, Popularitätsjäger, um schließlich wie Jensen-Damgaard als Reichstagsabgeordneter und vielleicht als Minister zu enden. — Und trotz alledem würde sie ihn lieben!

17.

In der kleinen Lehmhütte am Abhange der Sandinger Hügel waren die Tage unter kümmerlichen Kämpfen um das tägliche Brot dahingegangen. Den Tod hatte man soeben von der Tür zu verschrecken vermocht, aber der Hunger, sein Schatten, war der tägliche Gast des Hauses geworden. Es hatte Zeiten gegeben, wo das trodne Brot fehlte.

Damals, als der Winter von dannen schmolz, und der Frühling anfang, wieder Fuß zu fassen, war Lavs soweit zusammengeflückt, wie es sich machen ließ. Aber ein Krüppel würde er sein Leben lang bleiben, und seinen Verstand bekam er auch nicht wieder.

Er war am ganzen Unterkörper, der mehr und mehr dahinwelkte, gelähmt. Das eine Auge war ganz geschlossen; und über dem anderen hing das schwere Lid so tief herab, daß nur eine schmale Ritze übrig blieb, unter der man die schwarze Pupille sich hin und her bewegen sah. Meistens lag er im Bett und lachte wie ein Kind. Aber wenn die Sonne auf die Giebelmauer schien, nahm Lone ihn in ihre Arme und brachte ihn draußen auf einem Strohbündel so an, daß er den Rücken gegen die Mauer stützen konnte. Hier konnte er dann stundenlang sitzen und durch die schmale Augenritze blinzeln wie ein Frosch.

Im Dorfe begriff man nicht, wie die Familie ihr Leben fristete. Lone hatte einmal über das andere verweigert, die Hilfe anzunehmen, die die freie Armentasse der Gemeinde — deren Vorsteher der Freischullehrer Povelsen war, — ihr angeboten hatte. Auch im Kirchspiel war sie nicht um Unterstützung eingekommen, — man wußte nur, daß sie Webearbeit von einem Kaufmann in der Nachbarschaft bekommen hatte, und daß Leute, deren Weg an dem Hause vorüberführte, oft mitten in der Nacht Licht gesehen und den Webstuhl hatten klappern hören.

Jetzt drang die Nachricht von Boels Flucht aus dem Koppenbagerer Hause, wo man sie so menschenfreundlich aufgenommen hatte, bis in das Dorf. Frau Gylling hatte selber an Pastor Momme geschrieben und ihn ersucht, der Mutter

„so schonend wie möglich“ die niedererschmetternde Nachricht zu übermitteln. Die Betrübnis unter Boels vielen alten Freundinnen und Gönnern war groß, und sie hatten aufrichtiges Mitleid mit ihr. Es seien, so sagten die Alten, die Sünden der verhärteten Mutter, die an ihrem armen Kinde heimgesucht würden.

Eines Nachmittags ging dann Pastor Momme nach dem kleinen Haus auf den Hügeln hinaus, um Lone die traurige Mitteilung zu machen. Lone saß am Webstuhl und hielt nur inne mit ihrer Arbeit, um dem Geistlichen einen Stuhl leer zu machen und ihm Platz zu bieten. In dem Bett, ganz versunken in das verpestete Stroh, lag Lavs und lachte. Rings umher im Zimmer standen die vielen Klassen und scheuen Kinder in ihren schrecklichen Lumpen und starrten ihn mit großen, hungrigen Augen an.

Die Mitteilung des Pfarrers machte offenbar keinen Eindruck auf Lone. Es war, als habe sie sie erwartet. Sie sagte nur:

„Na, — dann weiß ich das ja auch.“

Der Pastor wartete einen Augenblick, — aber es kam wirklich kein Wort mehr. Er drückte die Brille fester gegen die Augen und beobachtete sie scharf, — aber es glitten auch keine verborgenen Tränen an ihren Wangen herab.

Da packte ihn ein angstvolles Entsetzen, — ein Schreden, der die Seele dem Rätselvollen gegenüber aufschreckt. Denn trotz allem glaubte er im Grunde nicht mehr, daß Lone so ein Unmensch war, zu dem man sie stampeln wollte. Der stumme Kampf, den sie diesen Winter geführt hatte, um ihre Unabhängigkeit zu bewahren, hatte ihm nach und nach einen anderen Eindruck von ihr gegeben. Nur begriff er nicht, woher sie diese jähe Kraft der Selbstaufopferung schöpfte, die ihm seine Bewunderung abgezwungen hatte. Er, der Verkünder des Liebesevangeliums, wußte nicht — oder wollte es nicht wissen —, daß auch im Haß und im Trotz eine lebenserhaltende Macht liegen konnte, die sogar die Lasten trug, unter denen die Liebe erlag.

Er sah sich um in dem dunklen, feuchten, verpesteten Raum mit all seinem Elend und seinem stummen Jammer. Und er rief gemartert und fast verzweifelt aus:

„Lone! Lone! Wie halten Sie nur einmal dies Leben aus! Das ist ja entsetzlich! Woher nehmen Sie die Kraft? — Trinken Sie?“

„Nein!“ antwortete sie ruhig.

„Das ist nicht wahr. Sie müssen trinken! Wie halten Sie sich sonst wohl aufrecht? — Woher nehmen Sie die Kraft?“

Sie gab ihm keine Antwort.

Ueber den Sandinger Wiesen wechselte jetzt Sommer mit Winter und Herbst mit Frühling, so wie überall auf der Erde. Boels Geschichte gehörte bald der Vergangenheit an, und sie selber wurde schnell vergessen. Ueber ihr Geschick verlautete hin und wieder ein Gerücht in der Gemeinde, aber etwas Zuverlässiges wußte niemand. So wurde einmal erzählt, ein Knecht dort aus der Gegend habe sie als Kellnerin in einer sehr ordinären Schenkwirtschaft in Christianshafen getroffen. Andere wollten wissen, daß sie später noch tiefer gesunken war, — ins Namenlose hinein —, aber, wie gesagt, bestimmtes wußte man zunächst nicht.

Schließlich stellte es sich aber doch heraus, daß sie mit einem Schlächter verheiratet war, den sie in besagter Wirtschaft kennen gelernt haben sollte. Die Küsterfrau Stine brachte die Neuigkeit unter die Leute, und sie hatte sie von einem umherziehenden Süßnerhändler, der selbst mit Boel gesprochen hatte, so daß kein Grund vorlag, an seiner Zuverlässigkeit zu zweifeln. Nach Aussage des Händlers sollte sie und ihr Mann in ganz guten Verhältnissen leben; sie hatten einen Fleischverkauf in einer der Schlächterbuden an der Nikolaiirche, wo Boel selber hinter dem blutigen Tisch stand, jung und schön und gedeihlich — von allen Schlächtergefallen wie eine Königin der Halle verehrt. Außerdem hatten sie eine kleine Wurstfabrik in einem Keller in der Einhoffstraße angelegt — „außer der, die wir im zweiten Stockwerk haben,“ wie ihr Mann in bezug auf ihre Wohnung in demselben Hause geäußert hatte, wo ein paar dralle kleine Bengel schon auf dem Fußboden umhertründelten.

Wie alle munteren Kopenhagener Schlächterfamilien fuhren sie am Sonntag in ihrem eigenen kleinen Pommwagen in den Wald, und gerade bei einer solchen Gelegenheit hatte besagter Hühnerhändler sie auf dem Tiergartenhügel getroffen und in einem der Feste ein paar Glas Bier mit ihnen getrunken.

Denn — wie die Küsterfrau seufzend sagte — Boel war eine ganz verworfene Person geworden, von derselben Art wie die Mutter, die nur an die Güter dieser Welt dachte.

Als der Hühnerhändler gemeint hatte, sie müsse doch der Vorsehung sehr dankbar sein, weil es ihr so gut gegangen war, sollte sie sogar geantwortet haben, „daß sie dem lieben Gott nichts schuldig sei“. Sie habe, sagte sie, einmal mit Eilboten nach ihm geschickt, aber da sei er nicht zu Hause gewesen, und „er habe auch später nicht von sich hören lassen“. Dahingegen sei sie ihrer Mutter, — „der alten Person daheim“, wie sie sie genannt habe — dankbar für ihre guten Armkräfte, denn auf die habe sie ihr Vertrauen gesetzt, als alles sie verlassen habe, „und die habe sie ja, gottlob, immer bei der Hand“.

Bei diesen Worten habe ihr Mann lachend die Hand gegen das Ohr gedrückt und gesagt, das verhalte sich wirklich so, das könnten seine Sinnbuden bezeugen. Worauf er unter großer Heiterkeit verblümt erzählt hatte, wie ihm Boel einmal eine Maulschelle verabreicht habe, die er nie vergessen würde.

„Auf die Manier haben wir beide unsere Bekanntschaft eingeleitet,“ hatte er gesagt. „Gleich im ersten Augenblick war ich ja freilich recht raderig. Aber dann dachte ich, das ist weiß Gott 'ne Faust, die zum Wurstrog paßt, — und der Gedanke hat mich sozusagen zu einem besseren Menschen gemacht. Und ich habe es hinterher nicht zu bereuen gehabt.“

Da alles erzählte der Hühnerhändler, und Boel wurde von allen Seiten aufrichtig bedauert. Im übrigen sprach man nicht lange davon. Man hatte so viel anderes zu denken bekommen. Mit der Eisenbahn war der Gegand neues Leben zugeführt, und gleichzeitig hatte man die geplante Hochschule gebaut, die jetzt der Stolz der Gemeinde war.

Voller und fröhlicher denn je, ja, fast triumphierend schallt der Gesang von hier aus über die großen Wiesen, wo die Rebel Sommer und Winter ihr Zauberpiel treiben und zuweilen Dorf und Feld auslöschen, so daß es klingt, als ob ein singender Chor von Lustgeistern über ein vernichtetes Land schwebe.

Nur die Kirche ragt geisterhaft über dem Rebelmeer auf — die Kirche und die lange, weiße Kirchofsmauer, hinter der die alten Sandinger Bauern liegen und sich in ihrem Grabe herumdrehen. —

(Nachdruck verboten.)

Die Taufe.

Von E. G. Gild.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Mit 18 Jahren verheiratet, entpuppte Adrienne Marnier sich sehr bald als ausgezeichnete Hausfrau und tadellose Gattin, aber gleichzeitig dokumentierte sie auch das gebieterische Verlangen, sich von der liebevollen Autorität ihrer Eltern zu befreien. Enthusiast und unterstützt wurde sie bei diesem löblichen Tun von ihrem Gatten, der während einer reichlich langen Brautzeit genügend Gelegenheit gehabt hatte, Schwiegermutter und Schwiegervater mit ihren sämtlichen Tugenden und Untugenden von Grund aus kennen zu lernen.

Nebrigens hatten die Planets wahrhaftig kein Recht, sich über die von ihrer Tochter betätigten Unabhängigkeitsgestäfte zu wundern. Schon seit ihrer frühesten Kindheit pflegte Adrienne absolute Herrin ihrer Entschlüsse zu sein, und da diese Entschlüsse in der Regel nicht schlecht waren, so hatte sich mit der Zeit ein unbegrenztes Selbstvertrauen in ihr entwickelt. Kein Wunder, daß sie die Ansichten dritter Personen geringschätzte, namentlich wenn sie mit ihren eigenen Ansichten in Widerspruch standen. Sie sah ihre Entschlüsse stets erst nach reiflicher Ueberlegung, aber keine Gewalt der Erde hätte vermocht, sie von einem einmal gefaßten Entschluß abzubringen.

Bevor sie heiratete, beurteilten die Planets den selbstherrlichen Charakter ihrer Tochter mit der denkbar größten Nachsicht. Aber als aus dem Fräulein Planet eine Madame Marnier geworden war, sahen sie ihren Fehler ein. Madame Marnier gestattete sich, eine Meinung über ihre Eltern zu haben, deren Worte und Handlungen zu kritisieren usw. Die Folge davon war, daß jeder Besuch der Planets bei dem jungen Paare zu unerquicklichen Erörterungen und Auseinandersetzungen führte.

Herr André Marnier hörte freundlich lächelnd die spizen Bemerkungen, mit denen Herr und Madame Planet ihre Tochter überhäufte, und ergögte sich an den stets treffenden Erwidrerungen seiner Frau. Wenn im Verlaufe einer solchen Diskussion Papa Planet

seine Ansicht zu hören verlangte, gab er ausweichende Antworten und hielt sich geschickt außer Schußweite.

Gewöhnlich endigten diese Schärmittel mit einem tiefen Seufzer des Papa und den resignierten Worten der Mama:

„Ich sehe nicht ein, Adrienne, warum ich mich so ereifere. Kehre Dich nicht an meine Ansicht und tue was Dir beliebt! Du hast's ja immer so gemacht! Ich wollte nur Dein Bestes, als ich Dir meine Meinung sagte. Ich habe meine Pflicht getan; jetzt —“

Und mit einer tragischen Handbewegung deutete sie an, daß die Frage sie nicht weiter interessierte.

Trotz ihrer Häufigkeit hatten die Meinungsverschiedenheiten zwischen Adrienne und ihren Eltern niemals ernste Folgen gehabt. Man zankte sich jede Woche mindestens einmal und versöhnte sich ebenso oft. Aber dann trat ein Ereignis ein, das die guten Beziehungen zwischen den Marniers und den Planets beinahe ernstlich gefährdet hatte.

Adrienne brachte einen kräftigen Jungen zur Welt und erklärte, daß sie entgegen allem Brauch ihm nicht seine Großeltern zu Paten geben würde. Lange vor ihren Hoffnungen auf Mutterglück hatte sie Herrn und Madame Planet von diesem unabänderlichen Entschluß in Kenntnis gesetzt. Die Planets hatten geseufzt und stumm die Augen zum Himmel erhoben, als wollten sie den Himmel als Zeugen solcher Sittenverderbnis anrufen. Die Koifots, alte Fremde des Hauses, hatten nur nachsichtig gelächelt. Ihrer Ansicht nach war der Entschluß Adriennes nicht ernst zu nehmen. Sie mußten aber doch an den Ernst der Situation glauben, als Adrienne ihnen mitteilte, daß sie ihre Pensionsfreundin Fräulein Arlette Pannière, die bekannte Schauspielerin vom Gymnasetheater, bitten würde, die Patenstelle bei ihrem Söhnchen zu übernehmen.

Diese Wahl erregte allgemeine Empörung. Es war wirklich schon unrecht genug, den Paten und die Patin außerhalb der Familie zu suchen, aber eine Schauspielerin zu bitten, den Neugeborenen über das Taufbeden zu halten, das hieß der öffentlichen Meinung den Fehdehandschuh hinwerfen, an einem altherwürdigen Brauch rütteln; denn in dieser Spielbürgergesellschaft vermochte man sich absolut nicht vorzustellen, daß eine Schauspielerin eine anständige Frau sein könnte.

Mit der Miene einer gekränkten Herzogin erklärte Madame Planet, daß sie unter solchen Umständen der Taufe nicht beiwohnen werde. Herr Planet begnügte sich mit einem tiefen Seufzer, nahm aber die Einladung zum Diner an. Er war Feinschmecker und mochte sich das exquisite Diner, das man anlässlich dieser feierlichen Gelegenheit zweifelsohne geben würde, nicht entgehen lassen.

Madame Koifot verurtheilte die junge Mutter unzustimmen. „Ich verziehere Dir, Adrienne, Du wirst Deiner Mama schweren Kummer verursachen, wenn Du“ —

„Schweren Kummer? Ach nein! Höchstens ein bißchen Verger. Außerdem kennt Mama meine Ansicht schon lange. Sie hat also Zeit gehabt, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen.“

„Es ist doch aber nun einmal Sitte, die Großeltern —“

„Eine alther Sitte! Nebrigens, haben Sie schon darüber nachgedacht, welches die Rolle der Paten ist? Sie sollen an Ihrem Patenkinde Elternstelle vertreten, wenn es vorzeitig Waise wird, nicht wahr? Nun, da die Großeltern durch Naturgesetz dazu bestimmt sind, vor den Eltern zu sterben, so —“

„Was soll ich Dir darauf antworten, Adrienne? Es ist doch nun mal so Brauch! Aber davon ganz abgesehen — wozu Deinem Sohn eine Komödiantin als Patin geben?“

„Komödiantin? Kennen Sie Fräulein Pannière? Nein, nicht wahr? Nun, dann lassen Sie sich sagen, daß Fräulein Pannière eine Dame von tadellosem Ruf ist, die —“

„Das habe ich ja noch gar nicht bezweifelt!“

„Herr Pannier, der Pate, ist entzückt, eine so reizende Kollegin zu bekommen! Wenn Mama durchaus schmolten will, mir soll's recht sein. Man wird auf ihre Anwesenheit verzichten, und ich garantiere Ihnen, man wird sich nicht langweilen. Wir werden 22 Personen zu Tisch sein.“

„Wie? 22 Personen? Aber Dein Speisezimmer kann ja garnicht soviel —“

„Was tut das? Man rückt eben ein wenig zusammen.“ — Man brauchte nicht zusammenzurücken! Madame Marnier hatte ohne das Schicksal gerechnet, das sich oft darin gefällt, die schönsten Pläne zu zerstören.

Zwei Tage vor der Taufe kam ein Brief vom Paten, der die Marnier's in die größte Verstärkung versetzte. Herr Pannier, der Pate, nahm sein Wort zurück. Er hatte sich soeben verlobt und war so unvorsichtig gewesen, seiner Braut mitzuteilen, wen man ihm als Kollegin bei dem feierlichen Akt bestimmen hätte. Darob höchste moralische Entrüstung der jungen Dame: Eine Schauspielerin! Entsetzlich! Und Herr Pannier nahm tapfer sein Wort zurück.

„Nun hat unser Baby keinen Paten“, bemerkte Herr Marnier, nachdem die erste Aufregung sich gelegt hatte.

„Ich weiß Ersay“, erwiderte Adrienne. „Wir bitten Deinen Kessen. Er wird entzückt sein, der Kleine!“

„hm — meinetwegen. Aber ich denke, man muß der Patin mitteilen, daß ihr Kavaller noch nicht zehn Jahre alt ist?“

„Das will ich gleich selbst tun.“

Bei Arlette Pannière harrete ihrer eine neue Ueberraschung: Arlette war noch nicht von ihrer großen Gastspielreise zurückgekommen, und ihre Mutter wußte nicht, wann sie heimkehren würde.

„Hoffentlich hat sie nicht vergessen, daß wir Henri übermorgen taufen?“ bemerkte Adrienne.

„Übermorgen?“

„Ja, übermorgen, den 10. Juni. Vor ihrer Abreise hat Arlette selbst diesen Tag bestimmt.“

„Ich fürchte, sie erinnert sich nicht mehr.“

„Das kann ich mir nicht denken!“

„Doch! Arlette ist so zerstreut! Auch ihre Briefe sind so konfus! Das einzige, was ich genau weiß, ist, daß Arlette heute abend in Rizza spielt.“

„Schön. Ich werde ihr telegraphieren. Wenn sie will, mag sie kommen!“

In äußerst schlechter Laune ging Madame Marnier nach Hause. „Na, die Geschichte ist ja nett!“ rief Herr Marnier, als seine Frau von ihrem Besuch erzählt hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir nun auch keine Patin haben. — Apropos! es werden zwei Gäste weniger sein. Dein Vater und Dein Bruder. Eben war Dein Vater hier, es mir sagen. „Madame Planet“, erklärte er, will partout nicht kommen. Unter solchen Umständen begreifen Sie wohl, ist es meine Pflicht —. Die Pflicht schien ihn sehr zu ärgern! Er ließ sich die Speisefolge sagen, und sein Karger wuchs.“

„Das glaube ich. Und mein Bruder?“

„Bleibt bei seinen Eltern, wie es seine Pflicht ist.“

„Die Taufe läßt sich ja gut an!“

„Wenn wir sie aufschieben möchten?“

„Um keinen Preis!“

Der Tag, an dem ihr Söhnchen getauft werden sollte, erhielt bei den Marniers den Beinamen „Der Depeschentag“.

Um 9 Uhr früh kam ein Telegramm aus Rizza. Die Patin erschöpfte sich in Entschuldigungen. Ihr Gastspiel sei derartig erfolgreich, daß sie sich entschlossen hätte, dasselbe zu verlängern. Sie hoffe, daß die Taufe sich bis zum nächsten Monat verschieben lassen würde.

„Berrechne Dich nur nicht!“ wütete Madame Marnier.

Um 10 Uhr ein zweites Telegramm: Die Koifots sagten ab, weil Herr Koifot unwohl sei.

Um 11 Uhr abermaliges Erscheinen des Depeschboten, der dieses Mal zwei Telegramme brachte: zwei Familien drückten ihr Bedauern aus, im letzten Augenblick der Einladung der Marniers nicht Folge leisten zu können.

Um 12 Uhr ein fünftes Telegramm: die Tante des jungen Waters kam nicht, da ihr Mann sich am Tage vorher den Fuß verstaucht hatte.

Herr und Madame Marnier sahen einander an. Adrienne war ehr blaß.

„Wir sind nur noch sieben!“ sagte sie matt.

„Vorausgesetzt, daß wir keine weiteren Absagen erhalten!“

„Laufe zum Traiteur, bestelle die Fischpastete ab und sage, man soll nur eine halbe Eisbombe schicken!“

„Wenn's noch nicht zu spät ist!“

Die Bombe ließ sich noch halbieren, für die Fischpastete war es schon zu spät.

„Was saugen wir nur mit dem ganzen Essen an?“ entsetzte sich Adrienne. „Wir haben eine Fischpastete für zwanzig Personen, acht Pfund Filet, fünf Pfund Gemüse, drei Hühner —“

„Wenn wir Deine Eltern einladen möchten?“

„Ach ja! Sage ihnen, Pate und Patin hätten uns im Stich gelassen, es fände keine Taufe statt, bloß ein einfaches Diner!“

Die Planet's ließen sich nicht lange bitten.

„Wenn es keine Taufe ist —“ erklärte Madame Planet.

„Wir kommen!“ bekräftigte Herr Planet, dessen Augen in Erwartung der kulinarischen Genüsse zu funkeln begannen.

Anfänglich war die Stimmung eine ziemlich gedrückte, bald aber taten der Wein und die guten Speisen ihre Wirkung, und die Fröhlichkeit trat in ihre Rechte.

Madame Planet war tollboll genug, nicht laut zu triumphieren, wenngleich ihre Bemühtung augenscheinlich war. Sie, die in der Regel das Essen kaum berührte, aß heute für zwei. Die Freude, ihre Tochter gedemütigt zu sehen, gab ihr Appetit. Nur Madame Marnier hatte keinen Hunger. —

Kleines feuilleton.

Das Lied des Lebens. (Aus dem Russischen.) Es ist noch nicht lange her. — In Schweigen des grauenhaften Tages, des bleichen Folgers der dunklen Nacht, und in der toten Stille dieser Nacht froh jeder Gedanke zu Eis, das Gehirn verweigerte die Arbeit, die Sprache versagte ihren Dienst. Still und tot ruhte die Erde — und ringsum nur Grausen und Schrecken. —

Still und geräuschlos lebten die Menschen dahin, still und ruhig gingen sie ihrer Arbeit nach, aßen und tranken sie, still und gehorjam ertrugen sie die rauhe Hand des Schicksals, still und unmerklich stiegen sie in die Gräber hinab. —

Still und tot ruhte die Erde — und ringsum war nur Grausen und Schrecken. —

Etwas Großes, Schwarzes und Kaltes schien über allem zu liegen, über den Städten, über den Menschen, über ihrem Kummer und Glück, über ihrer Freude und ihrem Gram; etwas Kaltes,

Schlüpfriges, wie eine Schlange, bedeckte mit kaltem Leib die ganze Welt. —

Und nirgends ein Lichtschimmer. —

Wo aber durch diese Hülle des Schreckens ab und zu dennoch schwache, zitternde Strahlen des Lichtes durchdrangen, dahin krochen von der großen Schlange her kleine Schlanglein, dünne und dicke, große und kleine; sie krochen unheimlich schnell heran, wanden sich und zickten rings in der kalten, lichtlosen Finsternis. Und wenn sie ihr Ziel erreicht hatten, wo die Lichtstrahlen ein kleines, schmales Streifen der Erde beleuchteten, da legten sie sich an diese Stelle; das Licht fiel auf sie, und die dünnen, zitternden Strahlen spielten auf den schillernden Schuppen und zerstreuten sich darauf. —

Und von neuem verjant alles in tiefe Finsternis.

Still und tot ruhte die Erde. . . .

Aber plötzlich hörte man ein Lied ertönen. Ein leises, befrühtes Lied drang aus weiter Ferne zu den Ohren der Menschen, eine ferne, unbekante Stimme sang vom grauen Leben der Gerungen unter den Menschen, sang von ihrem Kummer und Leid, sang von der Finsternis, die die ganze Erde wie ein Schleier bedeckte, sang von den Schlangen und dem Gewürm, das die Menschen wie Fesseln unklammerte und auf den Menschen lag; und in dieser Stimme tönte wieder das Schluchzen, die Tränen und Seufzer der Kranken und gequälten Seele. —

In diesem Biede erklang der Ton einer vollen Sehnsucht, einer Sehnsucht nach Licht, Sehnsucht nach Menschlichem, qualende Sehnsucht nach dem wirklichen, wahren Leben, und seine Laute waren ruhig, still und schwermütig, aber tief rührend. —

Mit angehaltenem Atem hörten die Menschen dem Biede zu; ihre Seelen schienen weit in die Ferne zu fliegen und mit diesem Biede zusammenzuschmelzen, ja, das Lied schien ganz und gar eins zu sein mit den Seelen der Menschen. Da lauschten sie noch aufmerksamer auf jedes Wort, jeden Laut des Liedes, und begannen still zu weinen. —

Die Schlanglein aber krochen unterdessen, beunruhigt durch das Lied, boshaft zischend heran zu den Menschen und zu jenem frohen Sänger, der die Ruhe zu stören wagte.

Aber von neuem drangen die Strahlen durch, heller wurde es, und leichter war es, zu atmen.

Und die Stimme sang und wurde immer stärker. —

Näher und näher kam sie den Menschen, mehr und mehr wurden sie von ihr ergriffen, und tiefer drangen ihre Laute in die Herzen der Zuhörer.

Und wie das Lied noch kraftvoller wurde, wie es noch wuchs, da wurde es plötzlich mitten im Gesang abgerissen. —

Und gleichzeitig riß auch die leise klingende Seite in den Seelen der Menschen. —

Still wurde es wieder auf der Erde. . . .

Ein furchtbarer, qualender Moment war eingetreten: Finsternis und Licht rangen miteinander. —

Da plötzlich ertönte gerade neben den Menschen eine neue Stimme, die sang ein mutiges und machtvolles, kräftiges und volltönendes Lied, ein Lied der Kämpfer für die Freiheit und für das Leben.

Und von neuem horchten die Menschen auf, von neuem schmolzen ihre Seelen mit dem Biede zusammen; von neuem begannen die Schlangen und das Gewürm zu kriechen und sich zu winden. —

Das Lied aber wuchs und breitete sich aus. Immer mehr. —

Die Bogen der stürmischen und kraftvollen Laute wurden höher und höher getragen, stiegen bis zu den Wolken, wurden vom Wind über die ganze Erde zerstreut und wie ein hallendes Echo weit, weit aus der Ferne zurückgeworfen.

Und das Lied schien schon nicht mehr von einer Stimme gesungen, sondern von Millionen von Stimmen, die sich vereinigt hatten zu einem stürmischen, großen, machtvollen und furchtbaren Gesange, groß und mächtig wie die Nation selber. Und mit jedem neuen stärkeren und kräftigeren Laute dieses Liedes wand sich und zog sich mehr und mehr zusammen die ungeheuer, große, schwarze und kalte Schlange, schneller und schneller verstedten sich die kleinen Schlangen und Gewürme. —

Und das Lied wurde stärker und breitete sich weit und immer weiter aus. —

Und über allem, über dem Biede, über der Erde, über den Menschen, über den zuckenden Schlangen, dem zugrunde gehenden Gewürm geht allmählich auf die helle, strahlende Sonne. —

w. Michaelistag. Der Beginn des „Lichtarbeitens“ wird vielfach am 29. September, dem Michaelistage, gefeiert. Denn wie um Maria Verkündigung oder zu Ostern der Sommer seinen Anfang nimmt, so endet er zu Michaeli, und dieser Tag wird daher nicht nur in Deutschland, sondern auch in Dänemark, Schweden, Flandern und England festlich begangen. In Ruven wird nicht auf dem Felde gearbeitet, in der Altmark nicht gesponnen, in Ober- und Niederhachsen, in Schwaben und Bayern bei den Handwerkern nicht eher bei Lichte gearbeitet, bis der Lichtbraten oder die „Lichtgans“ gegessen ist. Bis zu Ende des 18. Jahrhunderts, wo die Polizei und die Zeitverhältnisse mancherlei Einschränkungen geboten, war in Ulm der Lichtschmaus mit Musik, bisweilen selbst mit öffentlichen Aufzügen verbunden, und in Würzburg buk man zur Feier desselben eigene Beden, welche Michelsweden hießen. Auch in Flandern backt man zum Michaelistage vollerte, eine besondere Art Weißbrot, das man den Kindern des Nachts heimlich unter das Kopfkissen steckt, damit sie des Morgens beim Erwachen

ihren Vorkert finden. In Dänemark werden lustige Gelage gehalten, welche Högilbe, Ernte- oder Herbstfeste, auf Bornholm Mittelsgilbe, Michelsfeste, genannt werden, und bei denen Käse- oder Entenbraten, Apfelmus mit Schafsmilch und Nüsse nie fehlen dürfen. Auch trinkt man dabei nach Heinsberg-Düringsfeld noch die St. Michaelsmimie, den Gedächtnistrunk des heiligen Michael, wie einst bei den alten Opfermahlen (gilden) die Odins Winne, und knüpft nicht minder, wie in Deutschland, vielen Aberglauben in bezug auf das Wetter und die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres an diesen Tag. — Namentlich der Norweger beobachtet das Wetter jeder einzelnen Stunde von früh 6 Uhr bis abends 6 Uhr, um von ihm auf das Wetter des betreffenden Monats zu schließen, indem jede Stunde einen Monat, die siebente z. B. den Januar, die achte den Februar usw. bedeuten soll. Auch an der Milchstraße glaubten früher die Dänen und Norweger Vorzeichen der Beschaffenheit des künftigen Jahres wahrnehmen zu können, und die Reihenannten öffnen noch immer, wie es auch in Schlesien sonst geschah, eine Eichel, um zu sehen, ob sie eine Spinne, Fliege oder Mabe enthielt, was nicht nur Wetter und Ernte, sondern auch Hunger, Krankheiten und Krieg verkünden soll. —

— **Der Russe.** Ueber die Herkunft des Wortes Russe ist in der „Allg. Ztg.“ zu lesen: „Ansechtbar sind die zwei Etymologien von Rus oder älter Ros. Die Erklärung aus dem slawischen ras (zerstreuen) ist überhaupt nicht ernst zu nehmen. Auch die von roths = Ruderer ist schon vielfach aufgegeben worden. Der Name ist offenbar viel älter als die Gefolgschaft Ruriks. Wie jüngst der Leidener Gelehrte J. Marquart in seinen „Osteuropäischen und Asiatischen Streifzügen“ nachgewiesen hat, hießen schon die alten Heruler hros oder ros. Die Heruler wohnten etwa an der Krim und noch weiter ostwärts. Dorthin mögen sie mit oder vor den Goten von der Ostsee gekommen sein. Aber das Ethnonim ros ist auch noch älter als die Heruler. Man wird sich des sehr gewöhnlichen Gerganges erinnern, daß das siegende Volk den Namen von den Besiegten hernimmt, so die germanischen Eroberer von den Briten, im Osten von den Preußen. Was Wunder, wenn auch die Wikinger des Nordens in den neuen Ländern, die sie erobert hatten, sich den längst bekannten Namen älterer Rassen zulegen. Nun sind die Ros ein Volk, die in Verbindung mit den Alanen (daher ros- oder rox-Alanen) von dem Uralsee bis zur Wolga und zur unteren Donau schweiften. Es findet sich in einer ganzen Reihe von heutigen kaukasischen Sprachen ein Wort ros oder auch urc, arc, das Menschen, Leute, Volk bedeutet. Mitbin wären jene Ros-Alanen ein alanischer, mit ischetschenischen und byrkanischen Elementen gemischter Stamm. Aber noch mehr! Ein Volk der Ros kommt bereits in der Bibel vor (bei Ezechiel), und zwar als Bundesgenossen der Gog, mit denen sie Palästina überrannten. Dazu stimmt vortrefflich, daß auf den Pyramiden ein Wöllchen der Geruša, also Hros in Südpalästina erwähnt wird. Wenn man bedenkt, daß die Bezeichnung „Römer“ von Italien nach Numelien und sogar nach dem türkischen Konium, das im Mittelalter Rum hieß, gewandert ist, so wird man auch die Uebertragung des Namens Ros von einem ischetschenischen auf ein germanisches und dann wieder ein slawisches Volk für möglich halten. —

Aus der Pflanzenwelt.

t. Die Farbe unserer Beeren. Die beerentragenden Gewächse zeichnen sich fast sämtlich durch eine auffallende Farbe der Früchte aus. Wenn auch nicht alle Beeren eine so leuchtende Farbe haben wie beispielsweise die der Eberesche, so gibt es doch zahlreiche Fälle von so starken Färbungen, daß sie die Aufmerksamkeit unwillkürlich auf sich lenken. Franz Neureuter hat in der Monatschrift „Natur und Offenbarung“ eine Untersuchung mit Bezug auf die Beeren angestellt, worin er ihre Bedeutung und ihren Zweck ermitteln will. Er schließt in seiner Betrachtung übrigens auch die Früchte mit ein, die streng genommen nicht zu den Beeren gehören, sondern in den Begriff des Steinobstes zusammengefaßt werden. Zunächst gibt er eine Zusammenstellung von beerentragenden Gewächsen, unter denen er die Sträucher an die erste Stelle rückt. Da tritt uns am Waldestrand in dieser Jahreszeit der Weißdorn entgegen, der jetzt seine sommerlichen weißen Blüten durch leuchtend rote eckbare Früchte eingetauscht hat. Durch scharlachrote, zuweilen auch orangegelbe Farbe fallen die allbekanntesten Hagebutten, die Früchte der Rose, ins Auge. Gleichfalls scharlachrote glänzende Beeren besitzt der Schneeball, freilich nicht der gewöhnliche, in Gärten angepflanzte, der überhaupt keine Früchte entwickelt, sondern sein mehr unverdorbenen Wetter, der mit Weißdorn und Rose zusammen häufig an der Beckenbildung am Waldestrand teilnimmt. Ein etwas weiterer Verwandter des Schneeballes, übrigens auch des gewöhnlichen Hollunders mit seinen schwarzen Früchten und des Kleders, ist der das Gebirge bevorzugende Traubenhollunder (*Sambucus racemosa*) mit gleichfalls roten Beeren. Durch ähnliche Farbe und gleichzeitig eigentümliche Form wird ferner das Weißblatt (*Caprifolium*) auffällig. Dann folgt mit knollenartigen Beeren die schon erwähnte Eberesche oder der Vogelbeerenbaum, der in deutschen Länden an den Chaussees so häufig zur Belebung eines eintrübnigen Landschaftsbildes beiträgt. Weitere Gewächse mit mehr oder weniger hochroten Früchten sind dann die Berberitze, die Stechpalme, die Preiselbeere, der Kellershals, der Aronsstab, der Pfaffenhut, bei dem allerdings nur die samenumhüllende Kapsel rot ist, schließlich auch viele Kirschbäume. Unter

den Pflanzen mit dunkelblauen bis schwarzen Früchten werden genannt der gewöhnliche Hollunder, die Rainweide oder Liguster, der Schleh- oder Schwarzdorn, die ihm verwandte, uns vom Orient gespendete Pflaume und dann von kleineren Gewächsen die Heibelbeere, die Brombeere, der Ephen und noch andere. Der gewöhnliche Faulbaum trägt Beeren, die anfangs rot sind und dann schwarz werden. Während also rote und schwarze Beeren im Pflanzenreich weit verbreitet sind, sind weiße selten. Sie kommen bei uns eigentlich nur an der Mistel und an der erst aus Nordamerika eingeführten Schneebere vor, die freilich in Gartenanlagen so häufig geworden ist, daß ihre Früchte mehr Leuten zu Augen gekommen sein werden als die der Mistel. Neureuter wirft nun die Frage auf, ob diese leuchtenden Farben vieler Beeren etwa den Zweck haben, dem Menschen auch noch im Herbst eine Augenweide zu bereiten. Die Antwort lautet dahin, daß die Beerenfarbe ohne Zweifel für die Pflanze selbst von erheblichem Nutzen ist. Die Beere enthält den Samen, von dessen weiterem Schicksal die Vermehrung der Pflanze abhängig ist. An der Stelle, wo der Samen gewachsen ist, kann er sich nicht entwickeln, sondern muß erst an einen dazu geeigneten Ort gelangen. Die Mutter Natur hat ihren unermesslichen Schöpfergeist auch in dieser Richtung betätigt und diesen Samen schon allerhand Vorrichtungen mitgegeben, die auf ihre Verbreitung abzielen. Man braucht nur auf die zahlreichen Samen zu achten, die zu verschiedenen Jahreszeiten vom Wind durch die Luft getragen werden, um diesen Zusammenhang zu erkennen. Ein derartiger Vorzug, sich einfach des Windes als eines Trägers bedienen zu können, ist den in den Beeren eingeschlossenen Samen nicht gegeben, sie müssen vielmehr erst von dem sie umhüllenden Fleisch befreit werden. Das besorgen in reichstem Maße die Vögel; nun ist auch die Rolle der Farbe an den Beeren alsbald klar, indem sie wesentlich dazu mitwirkt, daß die Vögel die Beeren auf weite Entfernung zu sehen vermögen und so gleichsam von ihnen angelockt und zu Tisch geladen werden. Nun fressen die Vögel nicht etwa das Fleisch der Beeren um die Samen herum ab, sondern verzehren diese mit. Die Samenförner haben aber eine so widerstandsfähige Hülle, daß sie unbedarft durch den Vogelförper hindurchgehen und noch durchaus keimfähig von diesem wieder ausgeschieden werden. Auf diese Weise nimmt der festgewurzelte Strauch zur Ausbreitung seiner Nachkommenschaft gewissermaßen die Flugkraft der Vögel zu Hilfe, die den verschluckten Samen möglicherweise in erhebliche Entfernung vom Standorte der Mutterpflanze der Erde zurückgibt. —

Humoristisches.

— Umsonst. Zum Schützenfest sind auch zahlreiche Schützenbrüder einer kleinen Nachbarstadt eingetroffen, die abends mit dem letzten Zuge größtenteils wieder in ihre Heimat zurückkehren, wo sie schon am Bahnhofe von den besorgten Gattinnen in Empfang genommen werden.

Einige der Herren fehlen aber und ihre beunruhigten Frauen veranlassen den Expeditor noch in später Nacht, an das Restaurant in der Feststadt zu telephonieren, wo die Heimgekehrten abends mit den Ausgeliebenen zusammen gewesen sind, und anzufragen, ob etwa die letzteren sich noch dort befänden.

Nach längerer Zeit teilt der dortige Oberkellner mit: „Es sind allerdings noch mehrere fremde Herren hier — von denen weiß aber keiner mehr, wie er heißt!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— In der nächsten Nummer des Unterhaltungsblattes beginnen wir mit dem Abdruck des Romans: „Der Sumpf“ („The Jungle“) von Upton Sinclair. —

— „Absolvo!“ heißt ein neuer Roman von Klara Viebig. —

— Kifal Lamai, der deutsch-japanische Schriftsteller und Herausgeber der Monatschrift „Ost-Asien“, ist gestorben. —

— Der von Eleonore Duse und der Turiner Zeitung „Stampa“ ausgeschriebene Preis für das beste italienische Drama wurde nicht vergeben, obwohl 300 Preisarbeiten eingegangen waren. —

— „Der Herrgottswarter“, Drama in drei Akten von Heinrich Liliensein, wird in der ersten Oktoberhälfte im Schiller-Theater zur Uraufführung kommen. —

— „Ringelspiel“, ein neues Werk Hermann Bahrs, ist vom Deutschen Theater in Berlin und vom Hamburger Thalia-Theater zur Aufführung angenommen worden. Die Buchausgabe erschien bei Albert Ahn in Köln a. Rh. —

— Die Erstaufführung von Sudermanns „Blumenboot“ wird am 6. Oktober im Lessing-Theater stattfinden. —

— Der Bau des Theaters der Stadt Schöneberg ist gesichert. —

— Der Verein für Kunst veranstaltet im kommenden Winter wieder öffentliche Kunstabende, in denen u. a. eine Reihe von Dichtern eigene Dichtungen vorlesen werden. Gesangsaufführungen finden ebenfalls statt. Die außerordentliche Mitgliedschaft zum genannten Verein, die zum unentgeltlichen Besuch der Kunstabende berechtigt, wird durch einen Jahresbeitrag von 15 M. erworben. —